

1 Zum Begriff der Krise

Auch wenn wir aktuell den Eindruck haben, Krisen nehmen zu und die Lage wird immer bedrohlicher, sollten wir nicht aus den Augen verlieren, dass Menschen schon immer Krisen bewältigen mussten. Die Generation meiner Großmutter erlebte zwei Weltkriege, die Nazidiktatur und den Wiederaufbau nach dem Krieg. Die Generation meiner Mutter lebte erneut in einer Diktatur, um nach dem Sturz des SED¹-Regimes mit einer Vielzahl von Unsicherheiten und Herausforderungen zurechtkommen zu müssen. In Wirklichkeit geht es den meisten Menschen so, dass sie ihren Lebensweg gehen, auch wenn das Leben nicht in geregelten Bahnen verläuft.

In lexikalischen Definitionsversuchen (vgl. Duden 2020) wird die Krise meist als Wendepunkt beschrieben, als Höhepunkt oder Tiefpunkt einer Entwicklung in einem System psychischer, sozialer oder natürlicher Art. Aber auch als Moment der Ungewissheit, also der Gefahr, aber auch der Chance, die weitreichende positive oder negative Konsequenzen für die weitere Entwicklung des betreffenden Systems haben. Die Krise unterbricht bisherige Routinen eines Systems und leitet eine Transformation desselben ein. Manche Expertinnen (Gómez & Gasper, 2022; Von Uexküll, 1995) gehen sogar so weit zu behaupten, dass menschliche Entwicklung nur im Rahmen von Krisen stattfindet. Krisen synchronisieren und individualisieren uns zugleich und sind Treiber von Veränderung und Fortschritt.

Das Wort Krise wird seit dem 16. Jahrhundert in der medizinischen Fachsprache verwendet und stammt vom lateinischen »crisis« als entscheidende Wendung bei Krankheiten, gleichbedeutend mit dem griechischen Verb κρίνειν, was so viel wie scheiden oder trennen bedeutet (Gemoll & Vretska, 2006). Eine Krise evoziert existenzielle Entscheidungen. In einer Krise geraten Selbstverständlichkeiten unserer Wirklichkeit ins Wanken, der existenzielle Boden unter unseren Füßen wird zweifelhaft, brüchig oder entrinnt gar. Søren Kierkegaard sieht in der Krise einen Strudel aus Möglichkeit, Offenheit, Freiheit und Angst. Doch zu den Paradoxien der Krisenerfahrung gehört eben auch das Gegenteil des Erstarrens und der Lähmung, der Einengung und Ausweglosigkeit, der Trauer, der Wut und der Verzweiflung. Eine Krise ist also ein Wendepunkt im Leben, die uns vor Herausforderungen stellt und Gefühle der Überforderung, Angst oder Hilflosigkeit hervorrufen kann. Eine Krise ist also ein janusköpfiger Begriff, der eine Vielzahl semantisch synonymen bzw. verwandter Begriffe hat: Problemsituation, Scheidepunkt, Misere, Bredouille oder Notlage. Typologisch lassen sich erwartete, etwa zyklisch wiederkehrende oder für bestimmte Entwicklungsphasen des Menschen typische Krisen (z. B. Pubertätskrise),

1 Sozialistische Einheitspartei Deutschlands (SED)

von unerwarteten, überraschend hereinbrechenden Krisen unterscheiden. Des Weiteren lassen sich kurze, eher ereignishafte, akute von chronischen Krisen differenzieren. Außerdem gilt es endogene, also die aus der Eigenentwicklung eines Systems entstehenden, von exogenen, d. h. von außen verursachten Krisen, und eng damit verwandt, selbst produzierte von passiv widerfahrenden Krisen zu unterscheiden. Schließlich können Krisen, welche ohne zu große Veränderungen vorübergehen von Krisen, welche zu tiefen Transformationen bis hin zum terminalen Systemkollaps führen, abgegrenzt werden.

In der Psychotherapie ist die Krise auf vielfältige Weise von grundlegender Bedeutung. Am offensichtlichsten ist dies bei psychischen und existenziellen Krisen von Patienten, denn meist sind sie der Auslöser, warum sich Patienten Hilfe holen. Derlei Krisen können vielgestaltig sein, etwa als Krisen durch eine psychische Erkrankung, als Beziehungs- oder Familienkrisen, Tod eines Familienmitglieds oder Krisen, die durch äußere Ereignisse wie politische, soziale, kulturelle und ökonomische Ereignisse hervorgerufen werden. Dabei ist diesen Krisen meist eigen, dass sie der betroffenen Person Leiden bereiten und zugleich ihre Bewältigungsmöglichkeiten überschreiten, so dass das psychische System und das Lebenssystem des jeweiligen Menschen aus dem Gleichgewicht geraten. Die Aufgabe der therapeutischen Arbeit wird es sodann, den Menschen durch diese Krise hin zu einem neuen Gleichgewicht zu begleiten und dabei Lösungen und Veränderungsschritte heranzureifen zu lassen.

2 Historische, soziologische und philosophische Betrachtungen von Familie und Elternschaft

2.1 Zum Begriff der Elternschaft und der Familie

Elternschaft und Familie sind normativ aufgeladene Konstrukte. Damit verbundene Vorstellungen sind im gesellschaftlichen und damit auch in allen psychosozialen Bereichen extrem wirksam. Idealisierte und ideologisch geprägte Vorstellungen von Elternschaft, welche mit gesellschaftlichen und alltäglichen Normalitätsvorstellungen interagieren, beeinflussen auch die psychotherapeutische Praxis. Schlagworte wie »Helikoptereltern« oder »Latte-Macchiato-Mütter« stehen symbolhaft für Diskurse rund um Elternschaft. Anthropologische Perspektiven der Elternschaft sehen die kulturelle Variabilität als historisch und sozial situiert. Babys werden geboren und benötigen Wärme, Nahrung, Schutz und eine Einführung in soziale Sitten und Systeme. Die Art und Weise, wie diese grundlegenden Aufgaben erfüllt werden, ist jedoch sehr unterschiedlich. Die Überblicksarbeit von Franco (2000) als auch die Zusammenfassung von Furedi und Furedi (2002) deuten darauf hin, dass sich die Rolle und Bedeutung der Elternschaft in letzter Zeit verändert hat und die Kindererziehung ein wachsendes Spektrum an Verantwortlichkeiten und Aktivitäten umfasst, die früher nicht als Dimensionen der Elternschaft angesehen wurden. Die zeitgenössische Elternschaft der westlichen Mittelschicht unterliegt einem ständigen Wandel, bei dem die traditionellen verwandtschaftlichen Rollen in den Hintergrund treten und die akademischen Leistungen der Kinder sowie außerschulische und soziale Aktivitäten in den Vordergrund rücken.

Kleinkinder haben universale biologische Bedürfnisse und müssen die gleichen Entwicklungsaufgaben bewältigen. Eltern helfen ihnen, erste soziale Bindungen aufzubauen, Emotionen auszudrücken und zu verstehen und die physische Welt zu begreifen. Der Umfang der Interaktion zwischen Eltern und Kindern ist im Säuglings- und Kleinkindalter am größten, einer Zeit, in der Menschen für die Einflüsse von Erfahrungen, d.h. Kultur, Sprache und Traumata, besonders anfällig sind (Bornstein, Putnick, Park, Suwalsky & Haynes, 2017). Nahezu das gesamte Weltwissen, aber auch soziale Kompetenzen, erwerben Kinder in dieser Lebensphase durch Interaktionserfahrungen mit ihren Eltern. (Gadaire, Henrich & Finn-Stevenson, 2017). Grusec und Davidov (2010) gehen in ihrer Sozialisierungstheorie davon aus, dass Elternsein in fünf verschiedene Domänen eingeteilt werden kann: Schutz, Reziprozität, Kontrolle, anleitendes Lernen und Teilhabe an einer Gruppe. Gemäß den Autoren birgt jede dieser Domänen spezifische Aufgaben und verlangt Eltern spezifische Verhaltensweisen ab. Eltern erleben immer dann vermehrte Belastungen und Stress, wenn sie nicht über die nötigen Ressourcen verfügen, um den

verschiedenen elterlichen Anforderungen gerecht zu werden. Dabei kann das Belastungserleben zum einen auf spezifische Charakteristika der Familienmitglieder (z.B. Persönlichkeit, Temperament), auf Beziehungsdynamiken zwischen Eltern und Kind, aber auch auf externe Stressoren zurückzuführen sein. Ein hohes Belastungsniveau wiederum kann sich negativ auf das Erziehungsverhalten auswirken, was wiederum negative Folgen für das kindliche Wohlbefinden und die psychische Gesundheit von Kindern haben kann (Dillmann, Sensoy & Schwarzer, 2022).

Die Familie ist ein Sozialgebilde und steht entsprechend in Wechselwirkung mit gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und normativen Leitbildern. Folglich wirken sich soziale und kulturelle Veränderungen auch auf die Elternschaft bzw. die Gestaltung von Familie aus. Dem Begriff der Familie als soziales Phänomen kann man sich aus unterschiedlichen Perspektiven annähern.

Definition der Familie gemäß dem statistischen Bundesamt in Deutschland (destatis, 2022)

Die Familie umfasst alle Eltern-Kind-Gemeinschaften, das heißt Ehepaare, nichteheliche (gemischt geschlechtliche) und gleich geschlechtliche Lebensgemeinschaften sowie Alleinerziehende mit Kindern im Haushalt. Einbezogen sind – neben leiblichen Kindern – auch Stief-, Pflege- und Adoptivkinder ohne Altersbegrenzung. Damit besteht eine Familie immer aus zwei Generationen: Eltern/-teile und im Haushalt lebende Kinder.

Definition der Familie nach Nave-Herz (2015)

Das zentrale Merkmal von Familien ist ihre »biologisch-soziale Doppelnatur«, die aus der Reproduktionsfunktion einerseits und Sozialisationsfunktion andererseits folgt. Weiterhin ist »ein besonderes Kooperations- und Solidaritätsverhältnis« der Familienmitglieder zu beobachten und es müsse immer eine »Generationsdifferenzierung« im Sinne eines Eltern-Kind-Verhältnisses vorliegen.

Elternschaft kann nach Vaskovics (2011) in vier Segmente unterteilt werden: die biologische, die genetische, die soziale und die rechtliche Elternschaft. Eine Differenzierung in biologische und genetische Elternschaft ist erst durch moderne reproduktionsmedizinische Verfahren wie Eizell- und Embryonenspende möglich geworden. In den Fällen von Eizell- und Embryonenspende sowie von Leihmutterschaft kommt es zu einer Trennung zwischen biologischer, genetischer und sozialer Mutterschaft. Durch verschiedene krisenhafte Lebensereignisse wie Tod, Trennung oder Scheidung können Mütter und Väter unterschiedliche Aspekte der Elternschaft, temporär oder langfristig, erfüllen.

Giesel (2007) fasst unter dem Begriff »Leitbild« die sozial geteilten Vorstellungen von einer erwünschten bzw. wünschenswerten und prinzipiell erreichbaren Zukunft zusammen, die durch entsprechendes Handeln realisiert werden soll. Die Leitbildforschung definiert ein Leitbild als ein Verbund kollektiv geteilter Vorstel-

lungen des »Normalen«, das heißt von etwas Erstrebenswertem, sozial Erwünschtem und/oder mutmaßlich weit Verbreitetem, also Selbstverständlichem« (Lück & Diabaté, 2015). Leitbilder basieren entsprechend auf der Verbindung unterschiedlicher Facetten von Normen und Werten. Leitbilder sind komplexe Visualisierungen, die Menschen und auch Organisationen zur Orientierung dienen. Zentral ist, dass Familienleitbilder intersubjektiv geteilt werden und für unterschiedliche Kollektive jeweils charakteristisch beschaffen sind. Sie sind spezifisch für sozial und regional diversifizierte Milieus und können dort jeweils einen hohen Grad an Homogenität erreichen. Insgesamt betrachtet sind kulturelle Familienleitbilder nicht die Summe aller individuellen Leitbilder. Vielmehr gewinnen sie durch ihre Institutionalisierung und alltägliche soziale Reproduktion eine eigenständige Realität (Lück, Diabaté & Ruckdeschel, 2017). Leitbilder können Vorstellungen zu normativen Umständen beinhalten (z. B. Kinderzahl) oder »richtigen« Abläufen beinhalten (z. B. Alter bei der Familiengründung). Familienleitbilder stehen immer in Wechselwirkung mit dem individuell Erlebten und situativen Lebensumständen. Bisweilen werden Umstände angeglichen, etwa um kognitive Dissonanzen zu vermeiden, oder aber es wird an ihnen festgehalten, weil sie Orientierung und Sicherheit vermitteln. Auch auf gesellschaftlicher Ebene bewegen sich Leitbilder zwischen Stabilität und Wandel. Während manche Leitbilder in Teilen der Gesellschaft vergleichsweise stabil bleiben, etwa das Leitbild des männlichen Ernährers, haben sich andere wie das der komplementären Partnerschaft stark gewandelt.

Individuelle und gesellschaftliche Leitbilder beeinflussen sich gegenseitig: So werden persönliche Leitbilder in der zwischenmenschlichen Interaktion ausgetauscht, woraus gesellschaftliche Leitbilder hervorgehen können. Insofern entstehen gesellschaftliche Leitbilder auch über die Häufigkeit ähnlich figurierter individueller Leitbilder. Gleichzeitig prägen kulturelle Leitbilder individuelle Leitbilder, in dem sie adaptiert oder in der Sozialisation gezielt vermittelt werden. Ihren Ursprung haben Familienleitbilder vornehmlich in der Herkunftsfamilie und im unmittelbaren sozialen Umfeld. Die Werte, Normen und daraus resultierendes Verhalten, welche regelmäßig beobachtet werden, erscheinen den Familienmitgliedern zunehmend selbstverständlich und es kann die Vorstellung entstehen, dass es »alle so machen« und man es auch so machen sollte. Neben der Herkunftsfamilie, spielen auch die Medien eine große Rolle. Social Media, Fernsehserien, Filme und Werbung etwa vermitteln ein Bild, wie Familienleben normalerweise funktioniert.

Das Familienleben selbst unterliegt ebenfalls einem erheblichen Wandel. Das, in vielen westlichen Industrienationen lange Zeit verbreitete Ernährermodell, bei dem der Mann die finanzielle Grundlage der Familie mit außer familiärer Erwerbsarbeit sichert und die Frau für den Haushalt und die Versorgung der Kinder verantwortlich ist, wird zunehmend seltener. Mütter sind in wachsendem Maße durch berufliche Erwerbstätigkeit finanziell unabhängig. Aber auch die Vaterrolle ist im Wandel. Väter engagieren sich heute wesentlich mehr in der Erziehung und der Fürsorge ihrer Kinder als es in der Generation ihrer Väter der Fall war. Allerdings wird die sogenannte Care-Arbeit² überdurchschnittlich oft von Frauen geleistet.

2 Care-Arbeit oder Sorgearbeit umfasst alle Tätigkeiten des Sorgens und Kümmerns. Darunter fallen u. a. die Betreuung von Kindern oder alten Menschen, aber auch familiäre Unter-

Kulturhistorisch betrachtet wurden Eltern in unserer Gesellschaft lange vor allem als jene Personen definiert, die ein Kind zeugten und aufzogen (Schüle, 2002). Die Pluralisierung von Lebens- und Familienentwürfen beinhaltet auch Abweichungen von eher normativen Vorstellungen der biologisch-sozialen Doppelnatur der Familie in unserer Gesellschaft (Nave-Herz, 2015). Die modernen technischen und gesellschaftlichen Entwicklungen bringen deshalb neben einer Vielfalt an Möglichkeiten, das eigene Familienleben zu gestalten, auch neue Fragen und Herausforderungen für Eltern mit sich. Gesellschaftlichen und sozialen Erwartungen an die Elternrolle stehen die eigenen Überzeugungen, Erfahrungen, Wünsche und Werte gegenüber. Aus kultursoziologischer Perspektive spielen die De-Institutionalisierung der Ehe, die sich wandelnden Geschlechterverhältnisse sowie der Wandel der sozialen Konstruktion von Elternschaft und Kindheit die größte Rolle in Bezug auf ihren Einfluss auf die gesellschaftlichen Leitbilder von Familie. Neu entstandene normative Konstrukte, etwa das der »verantworteten Elternschaft«³ (Kaufmann, 1990) haben die »Kosten« von Elternschaft deutlich erhöht. Von heutigen Eltern wird intensiver denn je erwartet, dass sie ganz für ihre Kinder da sind und ihre eigenen Bedürfnisse hinter die der Kinder zurückstellen. Im Zuge der immer stärker in den Vordergrund getretenen Norm der verantworteten Elternschaft wird häufig von Müttern erwartet, dass sie möglichst viel Zeit mit ihren Kindern verbringen, was wiederum eine Reduktion der beruflichen Erwerbstätigkeit impliziert. Gesellschaftliche Veränderungen und Leitbilder beeinflussen das Handeln und Denken von Menschen, indem sich diese daran orientieren und dabei zu Habitualisierungen tendieren und entsprechend gewohnheitsmäßig agieren. Statt eine bewusste und rationale Abwägung von Kosten und Nutzen anzustellen, können Mitglieder einer Gruppe oder Gesellschaft auch auf unreflektiert ablaufende Handlungsroutinen zurückgreifen. Schwierigkeiten entstehen häufig dann, wenn widersprüchliche gesellschaftliche Erwartungen bestehen. Beispielsweise sollen Väter sich einerseits mehr in der Erziehung und Fürsorge ihrer Kinder engagieren und Elternzeit nehmen und andererseits wird oft selbstverständlich erwartet, dass sie das finanzielle Auskommen der Familie sichern (Diabaté et al., 2017). Aber auch die individuellen Erwartungen von Eltern an die Familie als ein Ort des Glücks und der Sinnerfüllung können zu hohen Anforderungen an sich und die Familienmitglieder stellen (Jurczyk, 2014). Demnach stehen Familien vor großen Herausforderungen, die sich durch gleichzeitige, aber nicht aufeinander abgestimmte Veränderungen der individuellen Entwicklungspfade, der Familienformen, der Geschlechterverhältnisse und der Erwerbsbedingungen ergeben und aktuell noch nicht ausreichend durch gesellschaftliche Rahmenbedingungen aufgefangen werden. Die Folge kann eine strukturelle Überforderung von Familien sein, die teilweise nur durch individuelle Lösungen aufgefangen werden kann (Jurczyk, 2014).

stützung und häusliche Pflege. Diese Arbeiten werden oft finanziell nur sehr schlecht entlohnt oder als unbezahlte Hausarbeit geleistet.

- 3 »Verantwortete Elternschaft« bezeichnet im sozial- und geisteswissenschaftlichen Fachdiskurs ein normatives Gefüge zum Eltern-Kind-Verhältnis. Das Leitbild beinhaltet nicht nur die Vorstellung hinsichtlich des richtigen Weges in die Familiengründung, sondern auch zum »richtigen Verhalten« der Eltern gegenüber ihrem Kind».

2.2 Familien und Elternschaft im gesellschaftlichen Wandel

Elternschaft hat sich in den vergangenen Dekaden fundamental verändert. So hatten Kinder in der vorindustriellen Zeit mehrere Bezugspersonen, denn es gab keine räumliche Differenzierung zwischen Arbeit und Wohnen (Nave-Herz, 2014). Die Bauern- oder Handwerkerfamilie lebte häufig mit ihren Knechten, Gesellen oder Mägden und weiteren Familienmitgliedern unter einem Dach zusammen. Familien waren in erster Linie Zweckgemeinschaften mit dem Ziel der Sicherung der ökonomischen Lebensgrundlagen. Die Liebesheirat als heutiges Ideal in westlichen Industrienationen existierte noch nicht. Auch die komplementäre Aufgabenverteilung zwischen beruflicher Erwerbstätigkeit außerhalb des Hauses und familialer Sorgearbeit wurde nicht praktiziert. Erst im Zuge der Industrialisierung setzte sich die bis heute übliche Trennung der außerfamilialen Erwerbsarbeit von der Hausarbeit und Kinderbetreuung als Norm durch.

Besser verstehen lässt sich also der Wandel innerhalb von Familien vor dem Hintergrund allgemeiner gesellschaftlicher Veränderungen. Die Rahmenbedingungen für die Gestaltung von Elternschaft und des Familienlebens sind in den letzten Jahrzehnten komplexer geworden. Hill und Kopp betonen die Bedeutung der zunehmenden Erwerbstätigkeit von Frauen, aber auch insgesamt die gesamtwirtschaftliche Entwicklung, welche bei einer Mehrheit der Bevölkerung in westlichen Nationen zu einer verbesserten ökonomischen Situation der Haushalte führte (Hill & Kopp, 2013). Durch verbesserte finanzielle Möglichkeiten reduziert sich der ökonomische Druck als wichtiges Kriterium für das Eingehen und den Erhalt einer Ehe als Grundlage für die Familie. Vielmehr zeichnet sich die bürgerliche Kernfamilie heute dadurch aus, dass nicht mehr der praktische Nutzen und ökonomische Zwänge das Zusammenleben begründen, sondern die romantische Liebe und geteilte Emotionen wichtige bestimmende Merkmale sind (Peuckert, 2012). Die Familie ist heute weniger eine soziale Institution als eine freiwillige Lebensform, in der den individuellen Bedürfnissen und Emotionen der Partner eine wichtige Bedeutung zukommt. Gleichzeitig werden sehr hohe emotionale Erwartungen an die Partnerschaft und die Familie gestellt. Die Individualisierung, Mobilität, Enttraditionalisierung und der Wandel hin zur postfordistischen Gesellschaft⁴ haben dazu beigetragen, dass die Familiengründung, das familiäre Alltagsleben und die Kontinuität von Familien nicht mehr als selbstverständlich betrachtet werden. Aktuell leben wir in einer »Multioptionsgesellschaft« in der die »endlose und kompetitive Ausfaltung neuer Möglichkeiten« omnipräsent ist (Gross, 1994). Diese Entfaltung

4 Unter Postfordismus wird die Wirtschaftsform, welche in den westlichen Industrienationen den Fordismus ablöste, verstanden. Der Postfordismus zeichnet sich durch das Leitmotiv der Mobilität und das Postulat der Selbstorganisation und Selbstaktivierung sowie der Deinstitutionalisierung aus. Dies geht einher mit einem Abbau sozial- und arbeitsrechtlicher Sicherungssysteme und eine konsequente Privatisierung der sozialen Absicherung, was wiederum zur zunehmenden Individualisierung aller Bereiche der Lebensorganisation führt.

neuer Möglichkeiten betrifft nicht nur Auswahl stehenden Produkte des Handels (stationär und online) und das Dienstleistungsangebot, sondern auch die individuellen Entwicklungs- und Entfaltungsmöglichkeiten (Ausbildung, Wohnort, Partnerwahl etc.). In nahezu jedem Aspekt des Lebens und der Gesellschaft bieten sich verschiedenste Optionen zur Auswahl. Das dahinterliegende Phänomen ist das tief in der Gesellschaft verankerte Streben zur Steigerung, und zum Wachstum. Abels (2000) schreibt dazu: »hinter allem gibt es ein Mehr und ein Besseres, jedes Mehr und Bessere wartet darauf, realisiert zu werden, und jeder hat das Recht, dieses Mehr und Bessere zu fordern.« Ein solches Leitmotiv kann jedoch auch überfordernd sein, denn die wachsende Auswahl erschwert die Wahl und kann zu psychischem Druck führen. Wie ein Mensch sein Leben in der Gesellschaft gestaltet, scheint vermeintlich stark von der Nutzung der sich ihm bietender Optionen abzuhängen (Gross, 1994). Es gilt die Herausforderungen anzunehmen und bewusst verantwortlich für die eigene Person, die Familie, die Mitmenschen und die Umwelt zwischen den Optionen zu wählen. Während lange Zeit die Lebenswege von Menschen klar vorgezeichnet waren, beispielsweise Eheschließungen arrangiert oder der Beruf des Vaters übernommen wurden, sind heute Entwicklungspfade durch deutlich weniger Determinanz und Sicherheiten geprägt. Menschen müssen Flexibilität entwickeln, Chancen und Risiken abzuwägen und Entscheidungen treffen, ohne ständig in Selbstzweifel zu geraten. Eine »Nebenwirkung« dieser Entwicklungsaufgabe ist die Problematik, dass sich Menschen getrieben fühlen, alles neu, anders und besser zu gestalten, ohne die Akzeptanz aufzubringen, sich mit den eigenen Entscheidungen zufriedenzugeben und das Mögliche für die eigene Lebensgestaltung anzuerkennen (Gross, 2007).

Heirat und Familiengründung werden heute seltener und später im Lebensverlauf vollzogen, zudem treten »typische« Abfolgen von Übergängen, wie beispielsweise Heirat und anschließender Familiengründung, nicht mehr so häufig auf. Andere Ereignisse dagegen, wie Scheidungen und Trennungen sind hingegen ein häufigeres Ereignis geworden (Kreyenfeld & Konietzka, 2015). Auch gibt es immer mehr Menschen, die in ihrem Leben nie eine Ehe eingehen oder die Eheschließung im Lebensverlauf aufschieben. So ist das Erstheiratsalter der Frauen in Ostdeutschland zwischen 1960 und 2014 um 8,5 Jahre (mittleres Heiratsalter 31.1 Jahre) und bei den Männern um 9,7 Jahre (mittleres Heiratsalter 33.6 Jahre) gestiegen, in Westdeutschland lag der Anstieg bei den Frauen bei 5,2 Jahren (mittleres Heiratsalter 29.9 Jahre) und bei den Männern bei 6,3 Jahren (mittleres Heiratsalter 32.2 Jahre) (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung, 2016). Der Anstieg des Erstheiratsalters lässt sich als Hinweis auf eine zunehmende Entkopplung von Ehe und Reproduktion deuten. Familiengründungen sind heute also nicht mehr primär an eine Eheschließung gebunden und beides findet häufiger unabhängig voneinander statt. Entsprechend werden immer mehr Kinder in nichtehelichen Partnerschaften geboren.

Die gesellschaftlichen Veränderungen haben auch einen Einfluss auf die Anzahl der in Partnerschaften geborenen Kinder. Ab etwa 1965 bis in die 1970er Jahre ging die Geburtenzahl in beiden Teilen Deutschlands gleichermaßen zurück. Der Geburtenrückgang hat sich auch in allen anderen europäischen Ländern vollzogen, so dass heute in ganz Europa die Geburtenrate unter dem Bestandserhaltungsniveau

von 2,1 Kindern liegt (Eurostat, 2021). Trotz des allgemeinen Trends (aktuelle Geburtenziffer pro Frau in Europa: 1,5 Kinder) zeigen sich zwischen den Ländern deutliche Unterschiede. Die Fertilität ist in den nordeuropäischen Ländern vergleichsweise hoch, während die deutschsprachigen Länder Deutschland, Österreich und die Schweiz zu den Ländern mit der niedrigsten Geburtenziffer zählen.

In den 1960er Jahre dominierte die Kernfamilie aus Mutter, Vater und Kindern sowohl in normativer als auch in quantitativer Hinsicht, weshalb sie auch heute immer noch als »Normfamilie« wahrgenommen wird. Jedoch gibt es seit den 1970er Jahren aufgrund der gesteigerten Individualisierung und Mobilität, aber auch der zunehmenden Erwerbsbeteiligung und rechtliche Gleichstellung und damit Unabhängigkeit der Frauen auch einen Anstieg des Heiratsalters und eine höhere Instabilität von Ehen. In den vergangenen Jahrzehnten kam es zu einer Pluralisierung der Lebensformen, indem neben die klassische Kernfamilie zunehmend auch Alleinerziehende, nichteheliche Lebensgemeinschaften und Stieffamilien traten. Peuckert (2012) konstatiert in diesem Zusammenhang, dass die »biologische und soziale Elternschaft immer häufiger auseinanderfallen«, es also zu einer Erosion der bio-sozialen Doppelnatur der Familie kommt. Immer mehr Eltern sind also mit den Minderjährigen, welche mit Ihnen im gleichen Haushalt leben biologisch nicht mehr verwandt. Immer häufiger haben Kinder biologische und soziale Mütter und Väter. Dies trifft auf Stief-, Pflege- und Adoptivfamilien, aber auch auf die durch reproduktionsmedizinische Fortschritte möglich gewordenen heterologen Inseminationsfamilien zu. Zusammenfassen kann man also, dass unser Normalitätsverständnis von Familie ein biologisches ist, dieses aber in der Realität oftmals davon abweicht.

2.3 Elternschaft in 21. Jahrhundert

Eltern prägen das Leben und die täglichen Erfahrungen von Kindern grundlegend. Sie haben einen fundamentalen Einfluss auf die Gesundheit und das Wohlbefinden, aber auch die kognitive und sozio-emotionale Entwicklung von Kindern (Bornstein, 2019). Elternschaft ist heute wie damals eine Herausforderung und anspruchsvoll. Im letzten halben Jahrhundert hat sich die Welt jedoch grundlegend verändert, wodurch sich die Erwartungen und Erfahrungen in Bezug auf die Art und Weise, wie Eltern ihre Kinder erziehen, verschoben haben (Faircloth, 2023). In den letzten zwei Jahrzehnten sind die Geburten- und Heiratsraten gesunken, während die Scheidungsraten und die Zahl der Alleinerziehenden-Haushalte gestiegen sind (OECD, 2011). Die Familienformen und Lebensformen haben sich diversifiziert: die Zahl der unverheirateten oder geschiedenen Familien, der Alleinerziehenden und der gleichgeschlechtlichen Eltern hat zugenommen. Eltern sind heute häufig älter, besser ausgebildet und haben tendenziell weniger Kinder (Bongaarts, Mensch & Blanc, 2017). Mehr Mütter arbeiten, während sie ihre Kinder erziehen (Miho & Thévenon, 2020). Darüber hinaus hat die Migration in vielen Gesellschaften zu einer

noch nie dagewesenen ethnischen, kulturellen und religiösen Vielfalt geführt. In modernen Gesellschaften fühlen sich viele Familien deutlich seltener in ihren Nachbarschaften und Gemeinschaften tief verwurzelt und abhängig (OECD, 2022), was gleichzeitig zu einer Schwächung der informellen sozialen Unterstützung und des Sicherheitsnetzes führte, so dass immer mehr Familien die volle Verantwortung für das Wohlergehen ihrer Kinder übernehmen müssen, anstatt sich bei der Beaufsichtigung, dem Schutz und der Erziehung der Kinder auf die Großfamilie und die Gemeinschaft als Ganzes verlassen zu können (Pimentel, 2016). Diese Lücke wird in vielen Gesellschaften durch staatliche bzw. öffentliche Unterstützungsangebote geschlossen. In vielen Ländern der OECD haben Schulen und frühkindliche Bildungs- und Betreuungseinrichtungen ihr Angebot ausgeweitet. Häufig erhalten Familien nicht nur finanzielle Unterstützung, sondern werden auch durch verschiedene Initiativen und Elternprogramme mit Informationen und praktischer Unterstützung versorgt (Daly et al., 2015).

Das Familienleben hat sich im Laufe der Jahre verändert, was neue Herausforderungen für Eltern mit sich bringt und die Frage aufwirft, ob sich auch die Art der Kindererziehung ändern sollte (Burns & Gottschalk, 2019). Es überrascht nicht, dass viele Eltern unsicher sind, wie sie die Herausforderung der Elternschaft meistern können (Dworkin, Connell & Doty, 2013). Heute wird eine Vielzahl von Informationen und Unterstützungsdiensten für Eltern angeboten (digitale Plattformen, Blogs, Kampagnen, Elternprogramme und andere Dienste). Viele Eltern wenden sich dem Internet oder Erziehungsbüchern zu und können sich angesichts der schier endlosen Zahl von Erziehungsansätzen, die befürwortet oder vor denen gewarnt wird, verlieren und ratlos zurückbleiben, denn ein Blick in die verfügbaren Informationen offenbart ein verwirrendes Spektrum an angepriesenen Erziehungsansätzen mit wenig oder gar keiner Evidenz auf der einen Seite und gut etablierten und erforschten Ansätzen auf der anderen Seite (Burns & Gottschalk, 2019).

Die Globalisierung und der technologische Fortschritt wirken sich auch auf das Familienleben und die Elternschaft aus. Digitale Technologien haben das Familienleben auf der ganzen Welt spürbar verändert. Im digitalen Zeitalter können Eltern leichter denn je Unterstützung und Informationen finden und austauschen. Viele Eltern scheinen es heute vorzuziehen, das Internet und die sozialen Medien zu konsultieren, bevor sie offline einen Fachmann aufsuchen, Familienmitglieder oder Freunde befragen (Setyastuti, Suminar, Hadisiwi & Zubair, 2019). Da sich jedoch immer mehr Eltern digitalen Plattformen, Chatgruppen und anderen weniger regulierten Kanälen als primären Informations- und Unterstützungsquellen zuwenden, ergeben sich neue Herausforderungen. So überrascht es nicht, dass Eltern berichten, unter dieser Informationsflut zu leiden (Özgür, 2016). Zudem müssen Eltern die Bildschirmzeit ihrer Kinder überwachen, die Sicherheit der Kinder gewährleisten und ihr eigenes Online-Verhalten regulieren (Burns & Gottschalk, 2019). Elterliche Erziehungsdimensionen und -stile werden offline wie auch online angewandt (Padilla-Walker, Coyne, Fraser, Dyer & Yorgason, 2012), jedoch hängt der konkrete Erziehungsansatz oft von den digitalen Kenntnissen und Fähigkeiten der Eltern sowie von deren Einstellung zur Nutzung digitaler Technologien ab (Livingstone et al., 2017). Eltern nutzen Technologien auch, um sie bei der Kindererziehung Unterstützung zu suchen (Plantin & Daneback, 2009). Neue Über-